

### III. 16.

## **Dr. med. Gisela Blatter**

### **Steinen-Höllstein**

## **Leo Keller überlebte vier Jahre russische Gefangenschaft**

*Der Text stammt von ihrem am 26.1.2005 verstorbenen Vater **Leo Keller**, der aus **Konstanz** kam. Im Krieg ist die hinterrheinische Altstadt wie im Frieden beleuchtet: die feindlichen Flieger sollten meinen, sie seien schon über der neutralen Schweiz. Er ist in **Russland bei Orel** als Soldat im Einsatz. Kommt fast wegen Defätismus vors Kriegsgericht. Im Frühjahr 1944 Westfront, Invasion, Einheit kann sich bei **Caen** gerade noch aus einem Kessel befreien, dann Verlegung in die **Slowakei**. Dann westlich von **Budapest**: Dort sieht er, wie Hunderte von Juden die Landstraße entlang getrieben werden. Heimaturlaub, dann in Konstanz am Blinddarm operiert. Danach **Deggendorf**, lernt Zenta auf Bauernhof kennen. Anfang 1945 Rückzug durch **Tschechien**, Einheit löst sich auf, Offiziere verschwinden. Bei der Flucht doch von „Russen“ gefangen genommen, Abtransport nach Osten: nach einem Monat Ankunft in **Mordwinien**, Sumpfgelände 200 km südöstlich von Moskau, ehemaliges Lager russischer Strafgefangener. Zwei Jahre dort, Baumstämme aus dem Wald ziehen, Hunger. 1948 in ein Lager in **Moskau**: Straßenbau. Hunger, Kartoffelklau von fahrendem LKW, Ende Oktober 1949 entlassen, mehrere Vernehmungen. Rückfahrt und Ankunft in **Konstanz**: drei Wochen nach dem Tod seines Vaters.*

### **Feldgraue Zeiten**

Mein Soldaten- und Lebensschicksal entschied sich im Herbst 1943 in der Nahe von Orel in Rußland. Ich war 22 Jahre alt. Unsere Einheit sollte wieder mal zur Neuaufstellung westwärts verlegt werden. Dieser Befehl betraf aber nur den Divisionsstab. Da das Personal verringert werden sollte, wurde ich vom Stab zu einer Kampftruppe abkommandiert. Das bedeutete: Wechsel aus der Schreibstube an die Front. Als ich deprimiert in einer Bauernkate den Fronteinsatz abwartete, tauchte wie ein Schutzengel mein bisheriger Stabsfeldwebel auf. Sofort veranlasste er, dass ich zurück zum Stab beordert wurde. Er nahm mich gleich mit. Den Einsatz an der damals schon chaotischen Rückzugsfront hätte ich wahrscheinlich nicht überlebt. Ich hatte auch vorher noch nie direkt an der Front gedient.

Jedes Jahr kam ich einmal auf Fronturlaub in meine Heimatstadt Konstanz. Mein Weg führte mich immer in den Stadtgarten und zur Schweizer Grenze. Wie froh wäre ich gewesen, auf der anderen Seite dieser Grenze stehen zu können! Aber eine Flucht war sinnlos, die Schweiz lieferte alle deutschen Soldaten umgehend aus. In Deutschland wurden Deserteure sofort an die Wand gestellt.

Die hinterrheinische Altstadt von Konstanz wurde wie in Friedenszeiten abends hell beleuchtet. Da die Alliierten immer wieder Luftangriffe auf Friedrichshafen flogen, sollten sie annehmen, die Konstanzer Altstadt wäre ein Teil von Kreuzlingen, das direkt hinter der Grenze lag. Denn die Schweiz durfte nicht bombardiert werden.

Während meines Urlaubs im Jahre 1941 hatte mir mein Vater ein ganzseitiges Gebet mitgegeben, das aus dem Jahre 1871 stammte. Er hatte es irgendwo abgeschrieben und während des Ersten Weltkrieges stets bei sich getragen. Jeder, der dieses Gebet im Tornister gehabt hatte, soll unverletzt heimgekommen sein. Jetzt sollte es mich beschützen. Mein Vater schrieb dazu: *„Ich wünsche Dir viel Glück im Feindesland. Gott möge Dich den Weg der Tugend führen und Dich bald gesund in die Heimat zurückbringen. Lebe wohl und behüte Dich Gott, auf ein frohes Wiedersehen. Gott wird Euch tapferen Kriegern den Lohn noch geben.“*

Die Wirklichkeit sah leider ganz anders aus. Meine Gefangenschaft war das Schrecklichste, was einem Menschen außer dem Tod passieren kann. Aber ich kehrte, wenn auch erst nach Jahren, gesund nach Hause zurück. Diese Wünsche meines Vaters erfüllten sich. Nur für ein Wiedersehen mit ihm war es leider zu spät.

Nach der Schlacht von Stalingrad wäre ich fast vor ein Kriegsgericht gekommen. Warum? Schon als Jugendlicher hatte ich eine Abneigung gegen die Gleichmacherei der Nazis gehabt. Spätestens nach Stalingrad wurde mir - und vielen anderen sicher auch - klar, was uns im Falle eines „Endsieges“ geblüht hätte: Vom Kleinkind bis zum Greis wären wir immer in irgendeiner Uniform schön im Gleichschritt marschiert. So einen Lebensinhalt konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Nur laut sagen durfte ich das natürlich nicht.

Ich hatte mit drei Unteroffizieren beisammen gestanden und über Stalingrad geredet. Als ich eine negative Bemerkung machte, ging gerade unser Hauptmann, ein sturer, westfälischer Reserveoffizier, vorbei. Er schnappte einen Teil meiner Worte auf und drohte mir sofort mit dem Kriegsgericht. Nur weil meine Kumpel heftig widersprachen, ging diese Sache glimpflich für mich aus. Defätistische Äußerungen wurden sonst rigoros mit dem Tode bestraft.

Mit diesen harten Strafen wurde unter den deutschen Soldaten Angst und Schrecken verbreitet. Besonders beim Rückzug aus Russland sah ich immer wieder Soldaten, die man erhängt hatte. Die Feldgendarmarie verhaftete jeden, der ohne gültigen Marschbefehl unterwegs war. Diese Soldaten galten als Deserteure und wurden ohne Gerichtsverfahren hingerichtet. Damit sollten Exempel statuiert werden. Die brutale Abschreckungsmethode erreichte ihr Ziel. Wir alle wussten: Wer desertiert, schreibt sein eigenes Todesurteil.

Übrigens, das Wort „Kamerad“ existierte für uns nicht, wir sagten „Kumpel“, denn wir meinten, die Kameraden seien schon im Krieg 1914-1918 alle gefallen. Umso mehr missbrauchten jedoch die Offiziere dieses Wort.

Da ich immer noch Obergefreiter beim Divisionsstab war, musste ich meine Ernennung zum Unteroffizier selbst in die Hand nehmen. Ich füllte das entsprechende Formular aus, und mein Kompaniechef unterschrieb anstandslos. Hinterher spielte er mir einen üblen Streich, denn er wusste, dass ich nicht viel

Alkohol vertrug. Heimlich hatte er die Offiziere aufgefordert, mir doch zur Beförderung zu gratulieren. Jedes Mal musste ich strammstehen und „ex“ trinken. Bald hatte ich eine geballte Ladung inne. Zum Schluss konnte ich mich nur noch mit einer Schüssel in der Hand ins Nebenzimmer retten.

Im Frühjahr 1944, kurz vor der Landung der Alliierten in der Normandie, waren wir an die Westfront verlegt worden. Tagsüber konnte man sich draußen nicht zeigen, denn die Luftüberlegenheit der Alliierten war überwältigend. Bei Caen waren wir eines Nachts fast eingeschlossen. Nur eine einzige Straße in Richtung Heimat war noch offen. Im letzten Augenblick konnten wir noch durchschlüpfen.



*Ostfront, November 1942: Während eines Transports unserer Lastwagen griffen Partisanen an. Sie sprengten den Zug in die Luft, gleichzeitig schossen sie aus einem Waldstück heraus auf uns.*

**Foto: Privat, Reproduktion: BZ**

Der Rückzug verlief chaotisch. Einmal war an einer Straßenkreuzung ein totales Durcheinander. Da stellte sich ein SS-Offizier hin und wollte die Sache auf seine Weise regeln. Daraufhin gingen einige Wehrmachtsangehörige mit gezogener Maschinenpistole auf ihn zu, danach war er sehr schnell von der Bildfläche verschwunden. Mit den Soldaten der Waffen-SS hatten wir ohnehin nie etwas im Sinn.

Die Reste der deutschen Wehrmacht wurden am Marne-Ems-Kanal aufgefangen. Von dort ging es nach Mettmann bei Düsseldorf, wo wir neu formiert und anschließend in die Slowakei verlegt wurden. Hier lagen uns in einem Waldgebiet, an einem kleinen Fluss, rumänische Truppen gegenüber. In einer stockdunklen Nacht musste ich auf schmalen Waldpfaden einen Nachschubtransport an die Front führen. Dafür wurden mir acht bis zehn Maultiere mit Treibern zugeteilt. Die Treiber aus Südtirol waren samt ihren

Tieren zur Wehrmacht eingezogen worden. Bei der Waffenkontrolle standen mir die Haare zu Berge, denn sie hatten völlig veraltete Gewehre, die wohl noch aus der Zeit des Ersten Weltkrieges stammten! Ein Waffeneinsatz im Falle einer Gefahr wäre also nicht möglich gewesen. Zum Glück kamen wir alle unversehrt an die Frontlinie. Am Tag darauf wurden wir mit heftigem Artilleriefeuer eingedeckt. Der Kompaniechef wollte bei diesem Fronteinsatz wahrscheinlich noch einen Orden und die Ernennung zum Hauptmann herauschinden.

Schließlich kamen wir bis westlich vor Budapest, wo wir in einem Vorort in Einfamilienhäuser einquartiert wurden. Die Bewohner mussten gewaltsam aus ihren Häusern vertrieben worden sein, denn Kaffeetassen und Marmeladenbrote befanden sich noch auf den Frühstückstischen.

Auf dem Weg hierher wurde ich zum ersten Mal mit dem Schicksal der Juden konfrontiert. Ich erlebte, wie Hunderte von Juden in einem langen Zug die Landstraße entlang getrieben wurden. Wir ahnten zwar, dass es in ein Konzentrationslager gehen würde, aber von Vernichtungslagern war uns damals nichts bekannt.

Obwohl es streng verboten war, hörte ich öfter BBC London oder Radio Beromünster. Dabei musste man sich vor möglichen Denunzianten sehr in acht nehmen, denn das Verfolgen dieser Programme galt als „Zersetzung der Wehrkraft“ und wurde mit dem Tode bestraft. In den Nachrichten war von Judenvernichtung keine Rede. Erst gegen Kriegsende berichteten die Alliierten, die entsprechenden Hinweisen vorher keinen Glauben geschenkt hatten, auch im Radio von den Gräueltaten in den Vernichtungslagern.

Im letzten Urlaub 1944, den ich von Ungarn aus antrat, bekam ich zu Hause eine Blinddarmentzündung und wurde im Krankenhaus Konstanz operiert. Nach der Genesung erhielt ich einen Marschbefehl nach Deggendorf. Dort lernte ich Zenta kennen, die mit ihrer 14-jährigen Schwester auf einem kleinen Bauernhof in Metten wohnte. Nach dem Tod ihrer Eltern mussten beide die Landwirtschaft allein betreiben. Da ich damals schon Unteroffizier war, erlaubte ich mir, einige Male übers Wochenende in Metten zu bleiben. Zenta und ich führten ein typisches Bratkartoffel-Verhältnis. Als es wieder an die Front ging, schrieben wir uns noch einige Male, bis die Wirren des Krieges keinen Briefwechsel mehr zuließen. Nach Kriegsende schrieb Zenta noch einmal an meine Eltern. Da ich damals als vermisst galt, konnten sie ihr auch nichts Näheres mitteilen.

Anfang Mai 1945 ging es in einem ungeordneten Rückzug durch Tschechien. Durch ein deutsches Flugblatt erfuhren wir von Hitlers Tod. Unser Treueeid sei auf seinen Nachfolger, auf Großadmiral Dönitz, übergegangen. Ein völkerrechtlicher Unsinn.

Kurz darauf lösten sich die Einheiten in ein Nichts auf. Es existierte keine Führung mehr, die Offiziere waren wie vom Erdboden verschwunden. Wahrlich keine Ruhmestat.

Nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft hörte ich, dass sich unser Oberbefehlshaber, Generalfeldmarschall Wörner, mit einem „Fieseler Storch“, einem Leichtflugzeug, nach Wien abgesetzt hatte, wo er dann verhaftet wurde. Und mein Kompanieführer hatte sich mit einem Auto durch Tschechien gemogelt und war tatsächlich bis Stuttgart durchgekommen. Da er früher ein hoher SA-Führer war, musste er eine Zeitlang in Stuttgart, in der amerikanischen Besatzungszone, bleiben, weil seine Heimat von den Franzosen besetzt war und diese die Nazis inhaftiert hatten.

Zusammen mit einem Feldwebel machte ich mich auf die Flucht, also auf den Weg nach Deutschland. Bei einem Artillerieangriff wurden wir leider getrennt. Wie ich später erfuhr, geriet auch er in russische Gefangenschaft. Ich schloss mich zwei anderen Kumpels an. Da wir immer noch östlich von Prag waren, gestaltete sich die Flucht sehr schwierig. Die Tschechen waren von einem Tag auf den anderen alle bewaffnet. Daher mussten wir Ortschaften meiden. Nach der dritten Nacht aber hatten wir nichts mehr zu essen. Vom Waldrand aus beobachteten wir einen Tag lang ein einzeln stehendes Bauernhaus. Da sich dort nichts rührte, liefen wir anderntags ohne unsere Waffen, die wir im Wald liegen ließen, über freies Feld auf das Gehöft zu. Als wir ganz ohne Deckung waren, sprangen plötzlich Zivilisten aus dem Haus und nahmen uns gefangen.

Unter den Tschechen war ein junger Mann, der als Zwangsarbeiter in Deutschland gewesen war und gut deutsch sprach. Er war unsere Rettung. Anhand unserer Soldbücher versicherte er sich, dass wir keine Angehörigen der Waffen-SS waren. In diesem Fall hätte man uns sofort erschossen. Wir wurden ins Dorf gebracht und am Bahnhof in einem Güterwaggon eingesperrt. Tags darauf mussten wir den Bahnhof schrubben, aber wir bekamen ordentlich zu essen.

Am dritten Morgen hörten wir vor dem Waggon Russen brüllen. Die Tür wurde aufgerissen. Draußen standen drei russische Majore. Irgendjemand musste uns verpiffen haben. Wir wurden zum nächsten Gefangenenlager gebracht. Zuerst kamen wir auf einen Sportplatz, der von russischen Soldatinnen bewacht wurde. Der Anblick von Frauen mit Waffen in den Händen war für uns sehr ungewöhnlich. Am folgenden Tag ging es in ein großes Barackenlager, das früher von der SS benutzt worden war. Als Essenfassen angesagt war, hatte ich weder ein Kochgeschirr noch einen Löffel. Ein Kumpel gab mir eine Konservendose und einen alten Löffel. Später wurde mein Kopf mit einer Haarschneidemaschine für Pferde (mit Fußbetrieb!) kahl geschoren.

Täglich wurden deutsche Kriegsgefangene am Bahnhof verladen und auf einen weiten Weg nach Rußland geschickt. Nach etwa drei Wochen war es dann auch bei mir soweit.

## **In den Sümpfen Mordwiniens**

In jeden Waggon war eine Etagen-Pritsche angebracht, so dass wir auf zwei Ebenen liegen konnten. Leider brach das Holzgestell alsbald zusammen. Verletzt wurde dabei niemand, aber es gab ein fürchterliches Geschrei. Da wir keine Werkzeuge zum Reparieren hatten, warfen wir die Trümmer einfach aus dem Zug. Nun mussten wir alle auf engstem Raum hausen. Sich nachts umzudrehen, war nur in gegenseitiger Absprache möglich. In der Ecke stand ein Blechtrichter für die Notdurft, die in aller Öffentlichkeit stattfand.

Soweit wir es durch eine schmale Luke verfolgen konnten, ging die Fahrt über Wien nach Rumänien. Dort kamen wir in Temesvar in ein verwahtes Barackenlager, das im Krieg mit russischen Gefangenen belegt gewesen war. Die Baracken standen leer; es gab keine Pritsche, nichts - nur Tausende von Ratten, die in der Nacht über unsere Körper sprangen. Ging man im Dunkeln über den Hof zur Latrine, musste man aufpassen, dass man nicht auf eine Ratte trat.

Da ich nur ein Paar Schuhe besaß, ergatterte ich mir im Lager ein zweites Paar. Leider waren es zwei linke Stücke. Die Verpflegung war erbärmlich. Oft gab es deswegen unter den Gefangenen üble Schlägereien.

Etwa einen Monat später wurden wir wieder wie Vieh verladen. Die Fahrt ging durch die Ukraine nach Russland. Hielten der Zug auf Bahnhöfen, fand durch die Luke, sofern die Posten nicht hinguckten, ein reger Schwarzhandel mit Zivilisten statt. Dabei tauschte ich die beiden linken Schuhe gegen ein Kastenbrot ein. Als der Mann bemerkte, was er sich da eingehandelt hatte, war er sehr wütend, aber da ich im Waggon eingesperrt war, kam er nicht an mich heran.

Die Fahrt ins Ungewisse dauerte etwa einen Monat, bis wir schließlich in Mordwinien, in einem riesigen Sumpfgelände 200 Kilometer südöstlich von Moskau, ausgeladen wurden. In diese Gegend führte keine Straße, sondern nur eine eingleisige Eisenbahn. Schon vor dem Krieg hatten hier russische Strafgefangene vegetiert. Die Lager waren in entsprechendem Zustand - trostlos kann es wohl nirgends auf der Welt sein. Ein Entkommen war unmöglich. Wohin auch?

In diesem Lager war ich zwei Jahre und arbeitete in einem urwaldähnlichen Wald. Im ersten Winter mussten wir die Baumstämme, wie Pferde vor den Schlitten, etwa fünf Kilometer ins Lager ziehen. Anfangs wurden die Lagerkommandanten von Moskau aus kaum kontrolliert, jeder konnte schalten und walten, wie er gerade wollte.

Die schlimmste Weihnacht in meinem Leben war die im Jahre 1945. Der Hunger war unser ständiger Begleiter. Es gab keine Feier; und die Angehörigen in der Heimat wussten nicht, ob ich überhaupt noch am Leben war. Erst 1946 durfte ich meinen Eltern erstmals eine Postkarte schreiben.

Für kurze Zeit waren zwei junge Priester unter den Gefangenen, und so konnten wir zweimal die heilige Messe feiern, wobei unser bisschen Schwarzbrot die Hostie hergab.

Im Jahre 1946 kam eine Gruppe deutscher Zivilisten zu uns ins Lager. Es waren Bewohner eines Dorfes in Ostpreußen, die bei Kriegsende von den Russen alle ohne Ausnahme nach dem Osten verfrachtet worden waren. Da war der alte Oberförster in Uniform, da waren Mütter mit ihren Kleinkindern, Großmütter und Großväter. Diese Gruppe brachte die Ruhr ins Lager, an der viele Gefangene starben. Es gab ja keine Medikamente. Soweit deutsche Ärzte im Lager waren, konnten sie nur mit einfacher Holzkohle helfen.

Die Kranken kamen in abgetrennte Baracken und siechten dort langsam und qualvoll dahin. Morgens, wenn wir zur Arbeit antraten, polterte ein offener Karrenwagen an uns vorbei, auf dem die Toten der letzten Nacht lagen. Sie wurden dann im nahen Wald verscharrt. Nach einiger Zeit brachte man die Zivilisten weg. Dafür kam eine Gruppe deutscher Mädchen. Auch sie mussten jeden Tag raus zur Arbeit, sie blieben aber nicht lange.

Bei einem Arbeitseinsatz kam ich eines Tages in ein nahes Offizierslager. Hier waren die Männer nur noch ihr eigener Schatten. Sie durften nicht arbeiten, saßen tatenlos in den Baracken herum. Aber im Gegensatz zu uns erhielten sie zusätzlich täglich eine Scheibe Weißbrot. Zum Verhungern zu viel und zum Leben zu wenig.

Im Jahre 1948 hieß es eines Tages plötzlich, wir würden entlassen. In diesem Glauben stiegen wir in die Waggons ein. Die Fahrt endete jedoch in einem Arbeitslager in Moskau. Hier wurden wir beim Bau einer breiten Ausfallstraße, die in westliche Richtung führte, eingesetzt. Im Winter waren wir in Baracken untergebracht, im Sommer in Zelten. Oft hatten wir Nachtschicht, so dass wir im Sommer tagsüber in den heißen Zelten schlafen mussten. Die brütende Hitze und die Sandflöhe ließen uns kein Auge zutun. Als wir uns einmal in den Schatten der Küchenbaracke legen wollten, vertrieb uns ein Wachposten.

Bei der Arbeit in der Nähe einer U-Bahn-Station steckte mir zweimal eine ältere Russin heimlich einen grünen Apfel zu. Dies war das einzige Obst, das ich während meiner gesamten Gefangenschaft bekam. Einmal erhielt ich eine Schachtel Zigaretten, die ich bei Gefangenen gegen Brot eintauschte.

Als meine Brigade eines Tages zurück ins Lager schlurfte, fuhr ein Lastwagen vorbei. Ich ging am Schluss und sah, dass er mit Kommissbrotten voll beladen war. Ich winkte dem Posten, der oben saß, zu und tatsächlich - er warf mir ein Brot zu! Als ich mich bückte, wurde ich von meinen Mitgefangenen angegriffen, denn natürlich wollte jeder das Brot haben. Ich hatte Mühe, mich zu befreien. Selbstverständlich habe

ich das Brot mit einigen geteilt.

Unsere „Kartoffel-Hüpfer“ hingegen waren von einer anderen Sorte. An der Baustelle fuhren häufig Lastwagen vorbei, die mit losen Kartoffeln beladen waren. Einige Gefangene hatten sich darauf spezialisiert, mit kleinen Säckchen versehen, auf die Autos zu springen. Während der Fahrt füllten sie die Säcke und sprangen am Ende der Baustelle wieder ab. Dies war aber nur möglich, wenn wir Wachposten hatten, die ein Auge zudrückten. Das war in der Regel bei jenen der Fall, die zuvor in Deutschland gewesen waren.



*Als Kriegsgefangener im  
Jahre 1948 in Moskau.  
Hier waren wir beim  
Straßenbau eingesetzt.*

**Foto: Privat, Reproduktion: BZ**

Hatten wir eine gute Wache, konnten wir zur Notdurft in die Hinterhöfe der nächsten Häuser gehen. Andere Posten dagegen befahlen, eine Latrine zu zimmern. Das Häuschen stand mitten auf der Straßenbaustelle, und wir mussten die Kiste wie eine Sänfte immer wieder mitschleppen.

Eines Tages fiel mir ein Kumpel auf; der recht tapsig ging. Ich erfuhr, dass ihm ein Wachposten seine einzige Brille zertrümmert hatte. Daraufhin schenkte ich ihm meine Zweitbrille, eine Gasmaskenbrille mit Bändern. Nun konnte er wieder als vollwertiger Mensch existieren.

Später gab es im Lager eine deutschsprachige Zeitung für Kriegsgefangene. So erfuhren wir, dass die Alliierten vereinbart hatten, alle Kriegsgefangenen bis Ende 1948 zu entlassen. Aber zu dieser Zeit waren

wir noch in Moskau. Immer häufiger brachten Gefangene sich um, weil sie jede Hoffnung auf eine Heimkehr verloren hatten. Es war trostlos.

Fast ein ganzes Jahr später, Ende Oktober 1949, wurden plötzlich wieder Gefangene für den Heimtransport aussortiert. Die ganze Lagerbesatzung musste antreten. Beim Verlesen der Listen wartete jeder mit Herzklopfen darauf; ob sein Name aufgerufen würde. Tatsächlich, jetzt war auch ich unter den Glücklichen!

*Leo Keller: In den Sümpfen Mordwiniens* 137

---

*Deutsche d!*

**СОЮЗ ОБЩЕСТВ КРАСНОГО КРЕСТА СССР** **В КРАСНОМ ПОЛУМЕСИЦА**

Почтовая карточка военнопленного  
Carte postale du prisonnier de guerre

(Кому Destinataire) *Familie Kuschn Keller*

Куда (Adresse) *Konstanz am Bodensee, L. Benweg 3*  
(страна, город, улица, № дома, округ, село, деревня)  
*Frankfurt - Baden / Franz. Zone*

Отправитель (Expéditeur)  
Фамилия и имя военнопленного  
Nom du prisonnier de guerre *Leo Keller*  
*L. C. C. P.*

Почтовый адрес военнопленного  
Adresse du prisonnier de guerre *Lager 7810.*

16-я тип. Фак. 395

*Am 9. November 1949 konnte ich meinen Eltern endlich meine Heimkehr ankündigen. Leider hat mein Vater diese freudige Nachricht nicht mehr erlebt.*

Am nächsten Tag wurde ich jedoch noch einmal vernommen. Gott sei Dank hatte ich eine reine Weste, ich war weder bei der SS noch zur Partisanenbekämpfung eingesetzt gewesen. Das heißt, ich war auch an keinen bewaffneten Aktionen gegen die russische Zivilbevölkerung beteiligt. Es blieb also bei der Heimfahrt.

Am 10. November 1949 ging es los, wieder in Güterwaggons, die aber wesentlich besser ausgestattet waren als die auf der Herfahrt. Bei Frankfurt an der Oder erreichten wir die Ostzone. Hier kamen wir noch einmal in ein Lager. Einige Gefangene wurden aus dem Transport herausgeholt und zurückgehalten. Was wohl aus ihnen wurde?

Wenige Tage später fuhren wir mit einem Personenzug nach Eisenach. Zum letzten Mal wurden wir für einige Tage in einem Lager untergebracht. Ich sah mir sogar noch die Wartburg an. Dann ging es über die Zonengrenze. Bekleidet war ich mit einem Watteanzug und Schuhen aus Autoreifen, in einem Rucksack

befanden sich die kümmerlichen Reste der Verpflegung. Mitten in der Nacht erreichte ich Bebra. Ganz allein wartete ich hier auf dem Bahnhof auf den nächsten Zug. Das waren die glücklichsten Stunden meines bisherigen Lebens. Endlich wieder ein freier Mensch zu sein!

Ich erhielt eine Fahrkarte bis Ulm. Dort musste ich mich in einer Kaserne bei den Amerikanern melden. Sie wollten wissen, ob ich in Russland etwas Besonderes gesehen oder bemerkt hätte, was für sie von Interesse sein könnte. Natürlich konnte ich nichts berichten. Was auch?

Nun wurde ich in ein französisches Lager nach Sigmaringen geschickt. Hier bekam ich am 23. November 1949 anstandslos meinen Entlassungsschein samt einer Fahrkarte nach Konstanz. Die Fahrkarte brauchte ich nicht benutzen. Ich hatte hier einen anderen ehemaligen Kriegsgefangenen aus Konstanz kennen gelernt, der von seinen Eltern mit dem Auto abgeholt wurde. Ich durfte mitfahren.

Als ich zu Hause an der Tür läutete, machte niemand auf. Ich ging um das Haus herum zur Waschküchentür. Jetzt konnte ich meine Stiefmutter begrüßen. „Ich geh gleich rauf zu Vater!“ sagte ich im nächsten Moment und wollte die Treppe hoch eilen. Doch sie hielt mich zurück. Ich musste erfahren, dass mein Vater vor drei Wochen gestorben war. Die Postkarte, auf der ich meine Heimkehr angekündigt hatte, war erst nach seinem Tod angekommen.

**Leo Keller**

*(Weitere Texte dieses Autors finden Sie in dem Band „Lebenserinnerungen 1939-1945“ der Reihe „Zeitgut“.)*